

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 36.

Donnerstag, den 12. Februar.

1925.

Der „Blaue Reiter.“

Roman von Otfried von Bankeln.

(Nachdruck verboten.)

(6. Fortsetzung.)

„Sehen Sie, jetzt ist auch Ihre Frau überzeugt — also gestehen Sie!“

„Ich habe nichts zu gestehen.“

„Gut, dann werden wir Ihnen Fesseln anlegen und Sie verhaften. Das weitere wird die Staatsanwaltschaft schon aus Ihnen herausbekommen.“

Denner weinte fast.

„Ich bin unschuldig, ich schwöre es Ihnen.“

„Oberwachtmeister, fesseln Sie den Mann.“

„Ich will nicht, ich will nicht!“

Mit einem Sprung war er an der Wand, wo über dem Bett noch sein alter Kavalleriesäbel hing und riß diesen herunter. Die beiden Gendarmen sprangen hinzu, ein kurzes Ringen, dann saß er zwischen den beiden gefesselt auf der Bettkante und seine Brust leuchtete.

„Wenn du uns so kommst, Bürschchen, sollst du andere Seiten kennen lernen. Frau Denner, Sie sind auch verhaftet.“

„Ich? Herr Kommissar, warum denn ich? Was habe ich mit den schlechten Dingen meines Mannes zu tun?“

Frau Hanne war wie verwirrt und konnte nicht anders, als auch an seine Schuld glauben.

„Es ist jedenfalls unsere Pflicht, Sie zu verhaften.“

„Ich?“

„Es ist sehr wahrscheinlich, daß Sie mitschuldig sind.“

Sie brach weinend zusammen.

„Die Schande! Die furchtbare Schande, und das Geld hat er auch verspielt!“

„Krüger und Schröder, Sie bringen die beiden auf die Wache. Ich werde den Herrn Amtsrichter benachrichtigen, damit er der Staatsanwaltschaft in Burgbraunstein Mitteilung macht. Vorwärts!“

Vor der Krone war jetzt fast das ganze Städtchen verlammet. Mit dunkelrotem Kopf ging, die Hände auf dem Rücken gefesselt, der „Blaue Reiter“ zwischen den beiden Gendarmen, der Nachtwächter Peterett führte die laut weinende Hanne hinter ihnen her, während der Kommissar zum Amtsgericht ging, wo der Amtsrichter Wernede schon am Fenster stand.

Der kleine Tuchhändler Lendert hatte ein vor Stolz geschwellenes Gesicht, und der dicke Bäcker Gerber erzählte allen, die es hören wollten, daß er eigentlich die Hauptperson bei der raschen Entdeckung gewesen sei.

„Hätte ich den Halunken nicht gesehen, er hätte behaupten können, er sei auf dem Gut und bei dem Feste gewesen.“

Frau Andrecht saß in ihrer Stube. Elisabeth brachte eben den Kaffee herein.

„Großmutter, das ist doch schrecklich.“

Die alte Frau nickte.

„Gewiß ist es schrecklich, denn jetzt verhaftet der Kommissar Unschuldige und läßt den richtigen Spitzbuben laufen.“

„Du glaubst nicht?“

„Daß Denner eingebrochen hat? Nein, das glaube ich nicht. So rasch ändert ein anständiger Mann nicht seinen Charakter, und ein anständiger Mann war der

„Blaue Reiter“, das hat mir sein Oberst selber gesagt unter dem er im Krieg war. Und wenn er es wirklich getan, dann wäre ich schuld.“

„Du, Großmutter?“

„Weil ich den armen Kerl gleich so hart anfuhr. Vielleicht hat er sich nur Mut getrunken. Hätte ich ihm die Zwanzigtausend Mark gegeben, wäre er sicher gar nicht in den Verdacht gekommen. Dann wäre er auf dem Fest geblieben und vielleicht hätten sie den rechten Dieb.“

„Und was willst du nun tun?“

„Zunächst einmal überlegen, was wir mit der Krone machen, damit ihnen das Geschäft nicht vollkommen zugrunde geht, bis sich ihre Unschuld erweist. Es wird wohl nichts übrig bleiben, wir werden selber hinüber müssen.“

„Du mit deiner Krankheit?“

„Anstirn, jetzt hab' ich keine Zeit dazu, krank zu sein. Wir werden nachher hinübergehen und du wirst das Essen kochen, damit sich die Gäste nicht verlaufen. Jetzt laß mich. Ich muß einmal überlegen, wo ich einen klüchtigen Detektiv herbekomme, der die Sache in die Hand nimmt. Lauf zum Glaser, die zerbrochene Scheibe muß sofort gemacht werden. Dann gehe ich einmal zum Amtsrichter und hole mir Rat, und dann gehen wir zusammen in die Krone. Kannst gleich mit herlaufen und sagen, daß ich nachher komme und die Wirtschaft führe, ehe die Halunken von Dienstitoten Unheil anrichten oder davonlaufen.“

Sie fing an, in aller Gemütsruhe Kaffee zu trinken und Elisabeth ließ in die Krone und zum Glaser und unterwegs kam ihr die ganz neue Erkenntnis, daß ihre brummige alte Großmutter, die immer knurrte und mißtrauisch tat, im Grunde eine außerordentlich gute Frau war, die das Herz auf dem rechten Fleck hatte und trotz ihrer Krankheit voller Energie war.

Und so kam es, das in Wallenbrunn an diesem Tage die so schwer bestohlene Frau Andrecht selbst die einzige war, die nicht an die Schuld des „Blauen Reiters“ glaubte.

Drittes Kapitel.

Der alte, etwas bequeme Amtsrichter Wernede, der gewohnt war, sich in Wallenbrunn nicht zu überanstrengen, hatte einen so aufgeregten Vormittag wie sonst in Jahren nicht. Zunächst in aller Herrgottsfrühe die Sache mit dem „Blauen Reiter“. Herrgott, das hätte er wahrhaftig nicht gedacht, daß der häßliche Wirt, bei dem er immer zu speisen pflegte, ein Spitzhube war und die Frau Hanne seine Mitschuldige! Schade! Sie kochte so gut! Der Herr Amtsrichter überlegte in aller Eile, wo er denn nun essen könnte, denn der Krugwirt unten in der Stadt, das war doch eine recht schmutzige Gesellschaft und sonst — ein anständiges Gasthaus war nicht mehr vorhanden.

Aber abgesehen von dieser persönlichen Unbequemlichkeit, war es wenigstens eine rasche Sache und er machte im stillen dem Kommissar sein Kompliment. Das war so eine kleine Rehabilitation nach dem bösen

Fall mit dem Stadttendanten Rühler, der vor drei Wochen geschehen.

Alle Achtung! Um sieben Uhr der Diebstahl entdeckt und um neun der Einbrecher hinter Schloß und Riegel! Das konnten die Herren in Berlin, auf die er überhaupt nicht gut zu sprechen war, nicht schneller machen!

Da kam der Gerichtsbote herein.

„Hier, dieser Herr bittet den Herrn Amtsrichter sprechen zu dürfen.“

Herr Bernede war ärgerlich, denn er wollte gerade zum wohlverdienten Frühschoppen gehen, das heißt, erst zum Apotheker und diesen fragen, wo man den jetzt einnehmen wollte, nun die Krone geschlossen, und nun kam dieser Mann, den er schon im voraus nicht leiden konnte, nur, weil er aus Berlin kam.

„Ich lasse bitten.“

Ein großer Herr im grauen Haar und Spitzbart trat ein.

„Kriminalkommissar Dr. Schlüter aus Berlin.“

„Freut mich, bitte.“

Er wies ihm einen Stuhl an. Einigermassen höflich mußte er schließlich sein, denn er wußte, daß der alte Herr da eine ganz besondere Autorität in Kriminalsachen war.

„Herr Doktor, Sie kommen wegen des Falles Rühler.“

„Allerdings, ich bin von der Generalstaatsanwaltschaft beauftragt, noch einige Erhebungen anzustellen.“ Der Amtsrichter war etwas gereizt.

Es ist alles geschehen, was möglich war. Der Kassenrendant Rühler galt hier in der Stadt seit Jahren für einen durchaus zuverlässigen, tüchtigen Mann, der natürlich in der besten Gesellschaft verkehrte. Dann, es sind heute genau vierzehn Tage, ging er in den gewohnten Urlaub, und schon vier Stunden später wurde bekannt, daß er die ganze Stadtkasse hatte mitgehen heißen. Eine Million in bar und Papieren und zudem stellte der Bücherrevisor fest, daß er seit Jahren schon falsche Buchungen gemacht hatte. Natürlich geschah alles, aber — der Mann war weg. Ist sicher schon zwei Stunden später über die holländische Grenze gegangen, die ja nahe genug ist. Sehr bedauerlich, besonders für die Stadt, die wohl etwas zu lässig kontrollierte, aber was da jetzt noch zu ergründen wäre, das ist mir ein Rätsel.“

Schlüter lächelte zu des Amtsrichters nervösem Ton.

„Meine Anwesenheit hier ist durchaus kein Mißtrauensvotum für die hiesigen Behörden, aber es wäre doch immerhin nicht unmöglich, den Mann noch zu fassen und zur Bestrafung zu ziehen.“

„Nach vierzehn Tagen? Und das Geld ist doch futsch!“

„Darf ich vielleicht einmal die Akten durchsehen.“

Der Amtsrichter seufzte, denn es konnte eine längere Sache werden, wenn der Kommissar den dicken Bänden durchzudern wollte und mit dem Frühschoppen war es dann nichts, zumal er sah, daß der Apotheker und der Doktor schon draußen auf und nieder gingen und anscheinend auf ihn warteten. Aber da kam schon wieder der Gerichtsbote.

„Frau Andrecht möchte den Herrn Amtsrichter sprechen.“ „Ich bitte.“

Dr. Schlüter sah auf.

„Wenn ich störe?“

„Bitte, Herr Doktor, das dauert nur ein paar Minuten, wir sind im Raum hier etwas beschränkt.“

Frau Andrecht trat ein und er ging ihr entgegen.

„Ich bin untröstlich über Ihr Unglück, Frau Andrecht, aber was sagen Sie zu unserer Polizei? In einer Stunde alles aufgeklärt. Haben Sie keine Sorge, der Kerl wird heut noch gefastet und Sie kriegen alles wieder.“

Frau Andrecht schüttelte den Kopf.

„Im Gegenteil, ich bin überzeugt, daß die beiden Anschuldigten sind.“ „Nanu!“

„Ein Mann, wie der „Blaue Retter“, ist kein Einbrecher.“

Am liebsten wäre der Amtsrichter grob geworden. Jetzt wollte ihm diese alte Bute — das dachte er natürlich nur — auch noch Schwierigkeiten machen.

„Aber liebe Frau Andrecht.“

„Ich komme eben, um mit Rat zu holen. Ich möchte gern einen recht gewandten Detektiv fragen.“

„Ja, wenn Sie zu unserer Behörde kein Vertrauen haben —“

„Herr Amtsrichter, ich bin vielleicht eine dumme Frau, aber ich glaube auch etwas Menschenkenntnis zu haben. Der Herr Kommissar versteht sicher viel mehr als ich, aber den Denner und seine Frau kenne ich sechs Jahre, und wenn ein Mann mit solchem Gesicht leugnet —“ „Er wird schon noch gestehen.“

„Und wenn er es doch nicht war? Wenn inzwischen der Richtige entwischt? Ich weiß nicht, ein Mann, der nicht gesteht, der so entrüstet eine Anklage zurückweist, der ist in meinen Augen auch noch nicht schuldig.“

Sie hatte so energisch gesprochen, daß Dr. Schlüter, wie der Amtsrichter wohl merkte, aufsah, sie aber fuhr fort:

„Darum bin ich auch entschlossen, die Krone vorläufig selbst weiter zu führen, bis die Sache geklärt ist.“

Das interessierte den Amtsrichter sichtlich viel mehr.

„Die Krone wird nicht geschlossen?“

„Sie werden nach wie vor Ihren Tisch gedeckt finden und brauchen sich nicht zu scheuen. Sie wissen, ich bin die Eigentümerin.“

„Das ist ja eine erfreuliche Nachricht.“

Er sah sehnsüchtig hinaus, wo Doktor und Apotheker noch auf und ab gingen.

„Nun geben Sie mir einen Rat.“

Nun sie die Krone aufhielt, wollte er sicher nicht grob werden, auch kam ihm ein Gedanke, wie er zu seinem Frühschoppen kommen konnte.

„Da haben Sie Glück. Gestatten Sie, daß ich vorstelle: Herr Doktor Schlüter aus Berlin, einer der berühmtesten Kriminalbeamten Deutschlands, der in einer anderen Sache uns unterstützt — Frau Andrecht, Herr Doktor, vielleicht haben Sie die Güte, diese Dame anzuhören und ihr zu raten.“

Die Frau mit dem energischen Gesicht interessierte den Doktor.

„Wenn ich kann.“

„Und mich entschuldigen Sie wohl, Herr Doktor, Sie sind vollkommen zu Hause, der Gerichtsdienet ist zu Ihrer Verfügung im Nebenzimmer. Ich habe einen wichtigen Gang.“ Frau Andrecht nickte.

„Der Herr Doktor und der Herr Apotheker warten schon draußen.“

Schlüter lächelte etwas ironisch.

„Guten Appetit, Herr Amtsrichter, lassen Sie den Frühschoppen nicht kalt werden!“

Der Amtsrichter konnte nicht anders als wieder zu lächeln, nahm seinen Hut und ging, draußen mit einem lauten „Endlich“ begrüßt, und Dr. Schlüter stand auf.

„Sie wünschen einen Rat?“

„Bei mir war ein großer Einbruch und —“

„Bitte erzählen Sie mir den Hergang.“

Die ruhige, fast väterlich-freundlich-artige Art des Kommissars tat der alten Frau wohl, aber dann sagte der Doktor:

„Es ist von Ihnen als der Bestohlenen doppelt anzuerkennen, daß Sie die Partei der Beschuldigten nehmen, aber nach dem, was ich von Ihnen hörte, sind die Gründe, die gegen Denner sprechen, in der Tat sehr schwere. Wann ist der Diebstahl begangen worden?“

„Aller Wahrscheinlichkeit nach in der vorvorigen Nacht. Ich wünschte, es wäre früher gewesen.“

„Warum?“

„Weil Denner dann ausscheiden mußte, in der letzten Woche war er auf dem Gut.“

Dr. Schlüter notierte.

„Also in der Nacht vom 6. zum 7. August. Gut. Ich kann eigentlich in dieser Sache nichts tun, da sie der Staatsanwaltschaft von Burgbraunstein untersteht, wenn Sie aber wünschen, daß ich den Fall übernehme, richten Sie ein Gesuch dorthin. Ich werde es bei meiner Berliner Behörde unterstützen, weil mir aus anderen Gründen im Augenblick daran liegt, ein paar Tage hier zu bleiben und einen Vorwand meines Bleibens zu haben.“

Fortsetzung folgt.

Die Geschichte der deutschen Fastnacht.

Von Hanna Ribeaucourt.

Es lange Jahre war Brins Karneval, war jeder Nummenhans und öffentlicher Maskentribel aus deutschen Ländern verbannt gewesen. Von vielen war der närrische Brins gar totgesagt worden, was ihn aber nicht hinderte, in diesem Jahre wieder aufzuerstehen, wenn auch nicht ganz so übermütig wie in sagenhaft fernem Vorfrühszeiten. Aber er ist doch wieder da, nachdem sogar Minister und Stadtväter mit seinem Kommen einverstanden waren, und die altberühmten Karnevalstädte Köln, Mainz und München rüsten aufs eifrigste für einen würdigen Empfang.

Fastnachtsfeiern und Fastnachtsbräuche sind uralte. Sie sind heidnischen Ursprungs und wurden dann von der christlichen Kirche übernommen, wenn auch vielfach in veränderter Form und Bedeutung. Das Wesen der Fastnacht war zu allen Zeiten ausgelassene Lebensfreude, Maskerade, übermäßige Freiheit, Vergnügen, gutes Essen und Trinken.

Feste solchen Charakters aber gab es bei den alten Germanen und Römern eine ganze Menge. Sie alle, die Saturnalien, Bacchanalien und Supercalien der Römer, die germanischen Feste zur Feier der Winterionnenwende, die Feste in den sogenannten Raubnächten, in den zwölf Schatttagen des alten indogermanischen Jahres, sie alle, die sich auf die Zeit von Ende Dezember bis Mai verteilten, lassen sich unter dem Namen Frühlingsfeste zusammenfassen.

Diese Frühlingsfeste hatten in erster Linie die Bedeutung einer großen Reinigung. Der Winter wurde aus der Welt hinausgeführt und mit ihm auch alle seine Feindern und Freunde, alle bösen Geister und Dämonen, die sich nur in der Dunkelheit und Kälte des Winters wohlfühlten. Diese Austreibungen wurden meist recht anschaulich dargestellt. In feierlichem Zuge wurden symbolische Figuren, als Inbegriff alles Bösen, zum Dorfe, zur Stadt hinausgeführt, verbrannt oder ins Wasser geworfen oder in freundschaftlicher Gesinnung nur über die Grenze geschickt. Diese Prozessionen zeichneten sich nun dadurch aus, daß sich alle Teilnehmer zu maskieren oder kostüme unkenntlich zu machen pflegten. Denn man hatte noch immer eine höllische Furcht vor den Dämonen und ihren zauberischen Mächten und glaubte sich gegen ihre Rache und Wiederkehr am besten dadurch geschützt, daß man sich verummte. Dann hoffte man, daß die Dämonen die Menschen nicht wiedererkennen, sie gar für Irresaleiden halten und ihnen jedenfalls nichts Schlimmes zufügen würden. Auch auf das Haus wurde die Generalreinigung ausgedehnt. Man öffnete Türen und Fenster so weit wie nur möglich und setzte die Besen recht fleißig in Bewegung, um mit dem winterlichen Staube auch alles, was Verderben und Krankheit bringen könnte, auszutreiben.

Für die christliche Kirche war es nun ein leichtes, an diese heidnischen Sitten anzuknüpfen. Und zwar mit der großen Fastenzeit, die Ostern, dem Frühlingsfeste der Christenheit, vorausging. Das Fasten hatte ja ursprünglich denselben Zweck wie die heidnischen Frühlingsfeste. Man enthielt sich möglichst von Speise und Trank, um die bösen Geister fernzuhalten, um ihnen nur ja keinen Eintritt in die menschlichen Körper zu gewähren. Neben dieser körperlichen Reinigung durchs Fasten, die heute übrigens auch von vielen Naturärzten und Sektens empfohlen wird, hat man natürlich auch an eine Reinigung der Seele gedacht, indem man den Teufeln und Lüsten der Welt und des Fleisches, wenn auch nur für beschränkte Zeit, entsagte.

Die Austreibungen zur Fastenzeit sind im Grunde also die gleichen geblieben, nur daß die Heiden die Dämonen, die Christen die Teufel meinten. Deswegen ist es kein Wunder, daß sich die heidnischen Sitten zum Teil noch bis heute erhalten haben. Und es ist recht gleichgültig, ob man die ausgelassene Tollheit, die für alle Fastnachtsbräuche charakteristisch ist, auf den übermütigen Triumph über die Teufel, Geister und Dämonen zurückführt oder auf das menschlich sehr verständliche Begehren, sich vor der strengen Fastenzeit noch einmal und zum letztenmal recht gründlich auszutoben.

In den Fastnachtsbräuchen unterscheiden sich deutlich mehrere Gruppen. Da sind zunächst die festlichen Umzüge, die es schon bei den Alten gab und die im Mittelalter ihren prächtigsten Ausdruck im Nürnberger Schembartlaufen fanden, während sie in neuerer Zeit hauptsächlich von den arden rheinischen Karnevalstädten Köln und Mainz gepflegt wurden. In Nürnberg wurde das Schembartlaufen im Jahre 1449 offiziell eingeführt, und zwar auf Bitte der Meistersinnung, die in einer kritischen Stunde dem Räte arde Dienste geleistet hatte. Die Schembartläufer hüllten sich in reiche oft sehr groteske Kostüme, an denen Schellen und die Narrensanpe nicht fehlen durften. In der Rechten trugen sie ein sogenanntes Schembartrohrlein, einen Feuerkolben, der mit Wintergrün geschmückt war und aus dem Schüsse oder Pfeifen abgefeuert wurden. Der Kolben diente natürlich in der Hauptsache zu dem bei allen Fastnachtsveranstaltungen üblichen Värmachen, während die arde Umkleidung des Rohrleins darauf hindeutete, daß es ursprünglich ein Zwets oder ein Besenreis war, um den Tod und alle seine bösen Geister auszutreiben. Die linke Hand trug einen Speer, der meist durch einen Querbalken zum Kreuze geworden war, eine Waffe also gegen sichtbare und unsichtbare Feinde. Daneben waren diese Feinde in den Maskenzügen selbst vertreten in der Gestalt von Teufeln, wilden Männern, indianischen Wei-

bern und anderen Unholden. Im Laufe der Zeit wandelte sich übrigens der böse Teufel in den viel harmloseren Kart, der dem Volksempfinden näher stand. Die menschlichen Sünden und Gebrechen wurden nicht mehr als teuflische Eingebungen der Hölle verdammt, sondern nur noch als menschliche Narrenheiten verspottet. Aber immer noch wurde bei allen Umzügen im mittelalterlichen Nürnberg ein besonderer Wagen mitgeführt, die „Hölle“ genannt, mit tragend einer Figur darauf, die zum Schluß in oder mit der Hölle verbrannt wurde. Manchmal war es ein Drache oder ein Teufel oder ein Niese in Narrenkleidung, der kleine Narrein trug. Als Hölle diente oft ein Karrenturm, manchmal auch ein Karrenschiff, und das berühmte „Narrenschiff“ des Sebastian Brand war nichts anderes als ein literarisches Narrenhaus treiben.

Bei vielen Fastnachtsbräuchen spielt das Feuer eine große Rolle. Und zwar auch hier im Sinne einer Reinigung und Austreibung, ob man nun den Teufel selbst verbrennt oder durch das Funkengetriebe der Fastnachtsfeuer bringt, die übrigens sehr nahe mit den Sonnwendfeuern verwandt sind. Außerdem war und ist es vielfach üblich, brennende Scheiben in die Luft zu schleudern oder feurige Räder den Bergang hinunter und ins Wasser rollen zu lassen.

Die praktischste Art der Teufelsaustreibung aber ist das Auspeitschen, das besonders in norddeutschen Ländern viel und gerne geübt wird. Und die Fastnachtsrute erinnert in ihren vielgewaltigen Formen auch darin an die heidnischen Opferbräuche, daß man sich von den Rutenstreichen durch Ruchen, Weden und andere ledere Dinge erlösen kann.

Der Muff.

Skizze von Ernst Zacharias.

Kurz vor dem Eingang zu ihrem Häuschen hielt sie ganz plötzlich an.

„Um Gottes Willen, Hans, ich habe meinen Muff verloren.“

Hans war an und für sich ein klein wenig in gereizter Stimmung, denn sein kleines Fräulein hatte bei ihrem Gange durch die Geschäfte der kleinen Stadt reichlich Geld ausgegeben, wobei er die Notwendigkeit nicht immer anerkennen konnte. So antwortete er jetzt brummend, aber beherrschend: „Darin hättest du auch früher denken können!“

„Das ist ja furchtbar geistreich von dir!“ war die gereizte Antwort. „Schließlich hättest du ja auch ein wenig aufpassen können!“

Er lenkte, wie immer, ein. „Kannst du dich nicht erinnern, wo du den Muff noch hattest?“

„Ich glaube bestimmt, daß ich ihn bei Runolds gelassen habe, als ich mir den Hemdenstoff ansah.“

„Na, dann ist die Geschichte ja ganz einfach!“ Am besten wäre es, du gingest sofort hin und fragtest nach!“

„Nicht um die Welt!“ kam es entsetzt aus dem Munde der kleinen Frau. „Ich schäme mich ja zu Tode!“

„Das verstehe ich nun mal wieder nicht!“

„Ja, so bist du! Du siehst nichts, du hörst nichts, du verstehst nichts! Du weißt natürlich nicht, wie erbärmlich, wie unsäglich schofel mein Muff aussieht. Vorn hat er einen Überzug aus Kaninchenfell, das die Haare verliert; hinten ist nur Satin, der auch schon geplakt ist, und das Futter, o mein Gott! Kein, das fürchterliche Ding hole ich mir nicht wieder, am allerwenigsten von der Runold, die sowieso schon mit ihren Stuntpelzen auf die Kernen fällt!“

Einem Moment standen beide ratlos da. Peise tropfte der Regen hernieder. Und nun ein neuer Aufschrei:

„Um Himmelswillen, ich habe ja mein Taschentuch in dem Muff stecken lassen, und das ist aeseichnet. Ich sinke vor Scham in den Boden, wenn ich mir vorstelle, wie Frau Runold das Taschentuch —“

Hier hing die kleine Frau an zu weinen.

Hans wurde energisch. Er zog sein Weibchen ins Haus, machte Licht und — ein doppelter Schrei! — da lag der Muff friedlich auf dem Sofa.

„Ja, so bist du nun!“ brummte der Gemahl. „Aber zeig doch mal her! Ist es denn gar so schlimm mit ihm?“

Tatsächlich, er war scheußlich!

Als die kleine Frau in der nächsten Woche zu ihrem Geburtstag einen Muff aus echtem Stuntpelz erhielt, steckte sie ihr Näschchen tief, ganz tief in das Fell und murmelte leise, ganz leise: „Das hab' ich wieder mal fein gemacht!“

Scherz und Spott

Sein Glückwunsch. Ein alter Freund besucht den Bräutigam, der morgen heiraten will. „Meinen allerbesten Glückwunsch“, sagte er. „Glaube mir, du wirst an diesen Tag stets als auf den glücklichsten deines Lebens zurückblicken.“ — „Aber ich heirate ja erst morgen“, erwidert der Freund, den Glückwunsch abwehrend. — „Gewiß, das weiß ich“, beharrt der andere.

Reisfrage: Warum steht der Storch auf einem Bein? — „Ich weiß nicht.“ — „Wenn er das andere aufheben würde, würde er hinfallen.“

Recht ersticklich. „Selens hat so entzündendes Haar!“ — „Das hat sie von ihrem Vater.“ — „Aber der hat doch eine Gabel!“ — „Ja, aber er ist Friseur.“

Haus, Hof und Garten

Das Küchengewürzkräutlein Kresse.

Schon frühe muß unser Kräutlein die Aufmerksamkeit unserer Vorfahren erregt haben. Auch sein Name, der von dem Althochdeutschen *kras*, gras-Spelle hergeleitet wird, deutet darauf hin. Die Alten wußten bereits einen den Appetit anregenden Salat aus den Blättern zu bereiten. Er wurde namentlich nach Gelagen gerne als Zuspelze genossen und vertrat dann die Stelle unseres sauren Derrings. Der Kresse, aber pikante Geschmack ließ auch frühzeitig heilsame Kräfte in dem Kräutlein vermuten; denn was lauer dem Munde, das läßt dem Magen war damals schon eine weitverbreitete Ansicht des Volkes. Während des ganzen Mittelalters stand denn auch die Kresse bei den Ärzten, die sich ihrer bei der Heilung mancherlei Gebrechen und Kraufbetten bedienten, in hohem Ansehen. Der Genuß des Kressensalates sollte dem Körper Feuchtigkeit entziehen und ihn und den Geist dadurch frisch machen. Man heilte Kröpfe mit den Blättern der Kresse, die zusammen mit Bohnenmehl und Kohlblättern aufgelegt wurden. Der Saft der Kresse mit Senf auf dem Kopf verrieben, verhinderte das Ausfallen der Haare, und der Samen in Wein genossen, vertrieb Eingeweidewürmer.

Auch heute bedient man sich der Kresse noch vielfach als Hausmittel gegen Nierenkrankheiten. Viele benützen sie im Frühjahr als Blutreinigungsmittel, indem sie entweder das Kraut als Salat genießen oder es unzubereitet kauen und den Saft hinunterchluden.

Weit größerer Beliebtheit hat sich die Kresse als Küchengewürzkräutlein in der Gegenwart zu erfreuen. Allgemein benützt man sie als Würze des Butterbrotes, das damit bestricht, einen erfrischenden und köstlichen Geschmack erhält. Auch den grünen wie den Kartoffelsalat kann man damit nach Belieben würzen und die jungen, sarten Blättchen selbst als Salat zubereiten.

Ihre außerordentlich rasche Keimung, die schon in ein bis zwei Tagen erfolgt, dürfte allgemein bekannt sein. Sie kommt auch in dem Wälderischen Volkslied zum Ausdruck:

"Ich schnitt' es gern in alle Rinden ein,
Ich grüß es gern in jeden Kieselstein,
Ich möcht' es läsen auf jedes frische Beet
Mit Kressenblättern, der es schnell verrät,
Auf jeden weißen Zettel möcht' ich's schreiben:
Dem ist mein Herz und soll es ewig bleiben."

Schon im März kann die Kresse in flache Furchen ziemlich dicht gesät werden. Durch ihre leichte und schnelle Keimkraft hat die Kresse zu allerhand Spielereien vielfach Verwendung gefunden. Man sät damit Buchstaben und ganze Namenszüge auf die Beete aus und erfreut dadurch oft die betreffenden Träger derselben. Auch die Köpfe von Tonfiguren oder der Rücken eines tönernen Schweines werden mit dem Kressensamen besät, dessen bald erscheinenden Blättchen diesen Gegenständen ein ulkisches Aussehen geben.

So rasch die Kresse keimt, so schnell ist auch ihr Wachstum, so daß die grünen, kraulen Blättchen schon nach einer Woche am besten mit einer Schere abgeschnitten werden können. Im Freien treibt sie nach dem Schnitt wieder neue Blätter.

Auch im Winter läßt sich die Kresse leicht am hellen Fenster eines warmen Zimmers ziehen. Man sät sie in Töpfe oder einen flachen Kasten mit nahrhafter Erde ziemlich dicht und bedeckt den Samen leicht mit Sand. Hauptsache ist, daß die Erde feucht gehalten wird, damit die Keimlinge in den ersten Tagen nicht vertrocknen. Dann entwidelt sich die Kresse ebenso rasch wie draußen im Garten und kann bald geschnitten werden. Doch wächst sie im Zimmer nach dem Abschneiden nicht weiter. Es muß deshalb die Aussaat immer wieder erneuert werden, wenn man den ganzen Winter frisches Grün haben will.

Winterküdenzucht.

Wir möchten einmal auf einen Zweig der Geflügelzucht hinweisen, von dem wir mit Recht auf Grund langjähriger Erfahrung tüchtiger Fachleute behaupten und beweisen können, daß er lohnend ist, besonders in einer Zeit, in der die sonstigen Arbeiten auf dem Geflügelhofe ruhen, die Winterküdenzucht. Diese ist hauptsächlich in der Umgegend von Hamburg zu Hause, weshalb man die Mastküden, die durch sie hergestellt werden, „Hamburger Küden“ nennt. Zu ihrer Herstellung werden nur gewisse Rassen verwendet, deren Hauptbestandtheile darin bestehen, daß die jungen Hennen im Herbst zu legen anfangen und hiermit den ganzen Winter hindurch in nicht zu kalten Aufenthaltsräumen fortfahren, und daß die Küden schon in den ersten Lebenswochen viel hartes Fleisch ansetzen, was besonders bei den „Ramselohern“, „Fanderollen“ und anderen der Fall ist. Zur Aufzucht der Küden ist ein kleines Zimmer erforderlich mit einem Ofen, an welchen die in mehreren Stockwerken über einander angelegten Käfige sich anlehnen. Von Anfang an werden die

Küden in diesen Käfigen mit einem aus Getreidebrot, zerhackten und zerfeinerten Fischen und süßer oder lauerer Magermilch bestehendem breiigem Futter gemästet; sie sind mit 4 bis 6 Wochen schlachtreif und werden dann mit 0,90 bis 1,50 Mark bezahlt, wovon mindestens ein Drittel Reingewinn ist, zweckmäßiger Betrieb vorausgesetzt. Bei der Mast von Hunderten ein guter Verdienst in der wenig einbringenden Winterzeit. Die Nähe unserer Großstädte dürfte auch in unserer Gegend einen starken Absatz von Mastküden gewährleisten.

Billige Pflanzen fürs Zimmer.

Wer seinen Pflanzenbestand auf eine recht billige Weise vergrößern will, der läßt verschiedene Blumenamen in flache Kästen oder Blumentöpfe aus. Er darf sich aber der Mühe nicht verdrücken lassen, die jungen Keimlinge mit Geduld und Sorgfalt großzuziehen, sonst soll er die Aussicht der Pflanzen lieber unterlassen, um Misserfolge vorzubeugen.

Für die Zimmerkultur empfehlen wir die Aussaat folgender Samen: Begonien, Gloxinien, Lobelien, ferner Azalee, Canna, Mimosa. Auch die Entwicklung der schwerkeimenden Palmen sowie der Bananen macht viele Freude. Ebenfalls lassen sich die beliebten Gräser *Cyperus* und *Jolebis* leicht im Zimmer aus Samen ziehen.

Wer verschiedene Samen säen will, beschaffe sich ein flaches Kästchen von der Form eines Büdnakästchens, fülle es höchstens halbvoll mit guter, feiner Mistbeerde. Die Oberfläche der Erde, nachdem sie mit einem Bretchen alatt geebnet worden ist, wird in kleine Felder, die man mit geribbeln Stäbchen umlegt, etwas eindrückt, damit sie sich nicht verziehen, abgeteilt. Jedes Feld wird mit einer besonderen Samenart besät und diese auf einem Kamentäfelchen beschriftet. Auch flache Töpfe kann man zur Aussaat verwenden.

Da die Blumenamen meist äußerst fein sind, muß man sie sehr vorsichtig austreuen, daß sie nicht zu dicht fallen. Die meisten Misserfolge werden durch eine zu starke Bedeckung der Samen herbeigeführt und dann gewöhnlich der Güte des Samens zugeschrieben. Die feinen Samenkörner bedürfen entweder nur eine ganz geringe oder gar keine Bedeckung. So werden z. B. die feinen Samen der Begonien, Gloxinien u. a. nur oben aufgesetzt. Dann ist die Erde leicht mit einem Bretchen anzudrücken, damit die Samen innig mit der Erde in Berührung kommen, und mit dem Laupendern anaefeuchtet. Schließlich ist der Kasten oder die Töpfe mit einer Glascheibe zu bedecken.

Die hartschaligen Samen der Azaleen, Canna und Palmen werden durch kurzes Eintauchen in kochendes Wasser, das die harte Schale sprengt, zum Keimen angeregt und dann erst ausgesät. Schon frühzeitig, wenn die Samen 2-3 Millimeter je nach Art hoch geworden sind, werden sie in besondere Gefäße mit einem Abstand von etwa 1 Zentimeter verpflückt, damit sie für das spätere Verpflanzen einen kräftigen Wurzelsystem entwickeln. Später kann das Eintopfen in einzelne Töpfe zu zweien oder dreien wie bei den Gräsern *Cyperus* und *Jolebis* geschehen. Auch bei der kleinsten Lobelie und der lieblichen Schlingpflanze *Medeola alvata-oides* kann in gleicher Weise verfahren werden.

Rat und Anregung.

Die Unfruchtbarkeit der Obstbäume hat verschiedene Ursachen, und ehe man mit vielerlei Mitteln probiert, sie zu beheben, bedenke man die Ursachen, zumal bei Bäumen, die jünger sind. Jeder Obstbaum ist unfruchtbar, so lange er noch jung ist, und je nach der Sorte, der Unterlage, dem Stand dauert dies länger oder kürzer. Des weiteren trägt fetter Boden zur Unfruchtbarkeit bei, da er zum üppigen Treiben anregt, so daß sich keine Blütenknospen bilden. Umgekehrt können Obstbäume, die in ganz schlechtem Boden stehen, auch nur ausnahmsweise Früchte bringen. Starkes Beschneiden verursacht das gleiche, denn nach starkem Beschneiden tritt neue Holzbildung ein, und außerdem sind schlechte Sorten ebenfalls unfruchtbar. Dann käme höchstens noch ein ungünstiger Standort, d. h. ein für Obstkulturen ungünstiger Platz, in Frage, der ebenfalls Unfruchtbarkeit mit sich bringt.

Die Ziege muß nicht unbedingt freien Auslauf haben. Vielfach wird dies angenommen und deshalb keine Ziege gehalten. Die Haustiere, auch die Ziegen, passen sich mehr oder weniger allen Verhältnissen an, und eine Ziege wird ganz gut im Stall aushalten, wenn dieser gut angelegt ist und es an sorgfältiger Pflege und Fütterung nicht fehlt. Ein gelegentlicher Aufenthalt im Freien ist aber natürlich auch der Ziege bequämlicher als das ständige Bleiben im Stalle, besonders wenn mit dem Aufenthalt im Freien Weideweg verbunden ist. In dem Fall ist die Dastung nicht nur gesünder, sondern auch billiger und die Milch-erzeugung besser.